



3. November 2015

Gerd Müller ist krank. Er ist dabei, die Erinnerungen an sein Leben zu verlieren. Aber umso mehr werden andere sie wach halten. Denn es gibt Momente mit ihm, die unvergesslich bleiben - so wie er als Fußballer und Mensch.

„Ich könnte heulen“

In jedem Leben gibt es ein paar Momente, die man sich ins Gedächtnis eingraviert und einrahmt. Wie sieht das bestenfalls an?

Wie am 16. Oktober 1985.

An dem Tag spielt Deutschland im Stuttgarter Neckarstadion gegen Portugal, es geht um die Qualifikation zur WM, aber vor allem treffen wir deutschen Journalisten im Vorspiel auf dem Nebenplatz auf eine kreuzgefährliche Mischung aus Ex- und Vizeweltmeistern, von Haller über Breitner, Hölzenbein und Grabowski bis hin zu Gerd Müller. Wiederholt muss ich in meinem Journalistenkasten mit miraculösen Robinsonaden und schier

unfassbaren Reflexen die Schnitzer meiner Vorderleute Niersbach (später DFB) und Holzschuh („kicker“) auswetzen, und am Ende ordnet der als „Pfeife aus dem Auswärtigen Amt“ berühmte Bonner FIFA-Schiedsrichter Walter Eschweiler noch ein Elfmeterschießen an, denn für jedes Tor spendet ein Sponsor tausend Mark für die Erdbebenhilfe in Mexiko. Es wird geschossen, bis 27 000 Mark zusammen sind, und wir verlieren 12:15.

Warum es nicht 12:16 ausgeht? Lassen Sie es mich ohne falsche Bescheidenheit so sagen: Weil ich wie ein Hexer den unhaltbaren Elfmeter von Müller mit einem Panthersprung aus der Ecke fische. Jedenfalls stammelt der fassungslose Bomber der Nation im nächsten Moment: „Schwob, du bischd a Verrückter.“

Heute gratuliere ich ihm, denn Gerd Müller, der für alle Ewigkeit größte Schwabe des Fußballs, wird runde 70. Aber zu den besten Wünschen gesellen sich gemischte Gefühle, und die dazugehörigen Fragen tun weh. Weiß er, dass er Geburtstag hat? Wie erlebt er ihn? Schaut er sich heute Abend im Fernsehen die Champions League an? Regt er sich auf, wenn einer der Tölpel freistehend eine Chance verballert? Vor fünf Jahren ist der alte Bomber in solchen Momenten noch vom Sofa aufgesprungen, hat seine Nachbarn zusammengetrommelt und ihnen auf dem Sportplatz nebenan geschwind vorgemacht, wie er sowas noch nachts um halb Elf als 65-jähriger Rentner erledigt – in Hausschuhen und mit verbundenen Augen hat er das Ding reingemacht, notfalls mit seinem berühmten Hintern.

„Vor dem Tor“, sagte er immer, „derfscht net das Studieren anfangen.“

Vorbei. Gerd Müller lebt in einem Heim, pflegebedürftig, und bald wird er nicht mehr wissen, wer er war. Alzheimer. Er verliert sein Gedächtnis. Umso wichtiger ist es, dass die Welt sich an ihn erinnert - und nicht nur über Klopps englische Zukunft in Liverpool und Blatters jämmerliche Gegenwart bei der FIFA diskutiert, sondern vor allem über die wunderbare Vergangenheit des Gerd Müller.

Wehmütig träumen sich die Nostalgiker unter uns in die glorreichen Zeiten zurück, als wir einen Vollstrecker hatten, der anno `72 binnen Jahresfrist 85 Kerben in die Torpfosten schnitzte. 68 Tore in 62 Länderspielen. 365 Tore in 427 Bundesligaspielen. Bei der WM 1970 traf er unfassbare zehn Mal. Zu jedem wünschenswerten Titel hat er uns Deutsche und den FC Bayern geschossen, Weltmeister, Europameister, Europacup der Meister. Schützenkönig wurde Müller sogar in einer Saison, als er sich

“ *Vor dem Tor derfscht net das Studieren anfangen*

vorübergehend dem Kartoffelsalat hingab, 80 Kilo mit in den Strafraum schleppte und ihm die Hose spannte. „Kleines, dickes Müller“ taufte ihn sein erster Bayertrainer Tschick Cajkovski, und mit allem, was ihm an Gliedmaßen und Weichteilen zur Verfügung stand, hat er vor dem Tor abgestaubt und den Titelsong seines unvergesslichen Hits untermauert: „Dann macht es bumm, ja und dann kracht `s, und alles schreit: Der Müller macht `s!“

Müller konnte mit dem Ball nicht sonderlich zaubern, zum Laufen war er zu faul, und seine Beine waren zu kurz. Also hat er sich im Strafraum auf seinen vier Buchstaben ausgeruht und nicht vom Fleck gerührt, aus Angst, dass ihm andernfalls ein Querschläger entgehen könnte. Sein Bewegungsradius war geringer als der Durchmesser seiner Oberschenkel,



und er ruhte als Denkmal in sich. Forscher der Sporthochschule Köln haben ermittelt: „Der erfolgreichste Mittelstürmer aller Zeiten hat es in manchem Spiel auf dreikommafünf Kilometer gebracht, während heute schon die durchschnittliche Laufstrecke eines Torwarts zwischen vier und fünf Kilometern liegt.“

Müller hätte sich auch nie auf die Flügel verirrt. „Wo bin ich?“ hätte er da draußen an der Eckfahne orientierungslos den Linienrichter fragen müssen, Heimweh nach dem Strafraum bekommen und womöglich nicht mehr zurückge-

funden. Der Strafraum war sein Revier, und zwar dermaßen, dass ihn Harry Valerien, der große TV-Altmeister, später anlässlich einer Gedächtnis-Gala des deutschen Fußballs auf die Bühne des Kölner Coloneums rief und zum besten Bundesligastürmer aller Zeiten kürte - als der Saal minutenlang stehend applaudierte, musste der Geehrte schlucken, und tief gerührt brachte er nur den Satz heraus: „Ich könnte heulen.“

„Bleiben Sie doch noch kurz auf der Bühne“, hat ihn die Moderatorin Anne Will gebeten - aber da war der Müller, mit seinem Goldenen Schuh unterm Arm, bereits wieder auf der Flucht vor dieser Popularität, die ihm nie geheuer war. Held? Fußballgott? Er, der stille und stinknormale

Schwabe („I mag keine Party-Deppen“), der in Nördlingen brav seine Lehre am Webstuhl absolviert hatte, ehe er plötzlich zur Weltsensation wurde? Immer war er auf der Flucht vor diesem Denkmal, das man ihm baute, und ein Redner war er auch nie - vor lauter Maulfaulheit hat er sogar in einem Europacupspiel gegen Ajax Amsterdam zu sagen vergessen, dass er sich das Wadenbein angebrochen hatte, und auf die Zähne gebissen. Lebende Legende, berühmt in alle Ewigkeit? Das war ihm zu hoch.

„I hab` halt“, hat Müller gesagt, „meinen Riecher g`habt.“ Sein Näschen. Seinen Instinkt. Das Reden hat er lieber den anderen überlassen, am allerliebsten dem Kaiser. Franz Beckenbauer hat es in seiner Leichtigkeit oft geschafft, heute dies, morgen das und übermorgen das Gegenteil von beidem zu erzählen - aber von dem, was er einmal über Müller behauptet hat, musste er kein Wort zurücknehmen. „Ohne den Gerd“, sagte der Franz beim Rundblick über das Imperium des FC Bayern, „wären wir vielleicht heute noch in unserem alten Holzhäusl.“

“*Ohne Gerd
wären wir wahr-
scheinlich heute
immer noch in
unserem alten
Holzhäusel*“

Trefflicher konnte eine Rede auf Müller, den Mitbegründer des Münchner Machtclubs, nicht sein. Den richtigen Ton traf später auch Lionel Messi. Als der Argentinier einen der eigentlich unauslöschlichen Torweltrekorde des Altbayern brach, schickte er ein Trikot nach München, mit Widmung: „Für Gerd Müller. Mein Respekt und meine Bewunderung. Eine Umarmung.“

Müller war zu seiner Zeit ein Weltstar wie heute Messi, hat sich aber stets mannhaft dagegen gesträubt. Das einzige, zu dem er sich in puncto Mondänität einmal überreden ließ, war ein hollywoodreifer Nerzmantel, den man als Bayernstar in jenen glorreichen Kaiser-Franz- und Sepp-Maier-Zeiten als Statussymbol halt trug. So hat sich auch der Müller kurz mal verkleidet, aber den Missgriff dann schnell korrigiert und seine Karriere schließlich dort beendet, wo man keinen Pelzmantel braucht, in Florida.

Es ginge an der Wahrheit vorbei, wenn man mutmaßen würde, das Auswandern sei wirklich des Müllers Lust gewesen. An die Fort Lauderdale Strikers haben die Bayern den alternden Bomber verkauft, anno `78, und als ich ihn damals besuchte, sprach er nur drei Wörter in fließendem Englisch, „yes“, „no“ und „coffee“. Beim Training stöhnte er: „A Bruthitz, jeden Tag - pass auf, sonst kriegtscht an Sonnenbrand.“ Der Peruaner Teofilo

Cubillas war der andere Weltstar im Team, und der dritte war eigentlich George Best, der Rechtsaußen. Doch statt bei neunzig Grad Luftfeuchtigkeit zu trainieren, kreuzte der dribbelstarke Nordire nur kurz händchenhaltend mit zwei dürrftig bekleideten Schönheiten auf. Beide waren cirka 16, und nach einem cirka zehnminütigen, schweißtreibenden Blinzeln in die Sonne zog der klickende Playboy wieder ab, um mit den Mädels Besseres zu erledigen. „Das ist bei Georgie immer so“, lachte Müller. Jedenfalls war Best der erste Popstar des Fußballs, und ehe er an dem Leben, das er führte, am Ende viel zu früh gestorben ist, wurde er mit dem Satz berühmt: „Die Hälfte meines Geldes ist für Whisky, Weiber und schnelle Autos draufgegangen - und den Rest habe ich einfach verprasst.“

Auch Müller wäre am Alkohol fast zugrunde gegangen. Vermutlich haben damals, weit weg von daheim, die Probleme begonnen, sein Fußballerleben in Florida war wie die Fortsetzung eines Stücks von Ludwig Thoma. Als der bayrische Dichter seinen Postsekretär Angermayer in den Himmel kommen ließ, geschah im Vorraum des Paradieses das Folgende: „Da stand, seine Unbehaglichkeit zu steigern, eine Menge Leute um ihn herum, die sichtlich nicht alle aus Bayern oder gar aus München gekommen waren.“ So oder ähnlich kam sich auch Müller in Florida vor. Kein Franziskanerkeller, kein Andechser, kein Radi, kein Knödel.

Der Bomber fiel in ein Loch, er begann zu trinken. Aber er hat der Sucht wieder die Stirn geboten. Anfang der 90er saßen wir im Bayernklubheim an der Säbener Straße beim Mittagessen, und Müller hatte vor sich einen trockenen Salat. Dann holte er einen Flachmann aus der Tasche, ließ ein paar Tropfen in die Schüssel fallen und schaufelte alles gut um. Erschrocken starrte ich ihn an, aber er lachte laut und beruhigte mich: „I hab nur meinen eigenen Essig dabei.“ Denn schon ein paar Tropfen Weinessig im Salat hätten ihn wieder in den Rückfall getrieben, oder zum Dessert eine Schwarzwälder Kirschtorte.

„Bringen S' mir einen Kaffee?“, sagte der Bomber zum Wirt. Ohne Kirsch und Torte.

Mit einem Rückgriff auf seine alte Willenskraft und dank seiner Bayern



und seines ewigen Weggefährten Uli Hoeneß hat Müller wieder zurück in die Spur gefunden. Bis das Schicksal dann doch an die Tür klopfte. Seither lebt er im Nebel des Vergessens. Trotzdem dürfen wir die Erzählung hier halbwegs tröstlich beenden. Denn bevor Gerd Müller seine Erinnerungen an die eigene, unvergleichliche Vergangenheit verlor, ist er noch rechtzeitig gefragt worden, was er gerne anders machen würde, und er sagte: „Nichts. Ein schöneres Leben gibt es nicht.“